

Rilke unter Existenzphilosophen

In den fünfundzwanzig Jahren seit dem Tode Rilkes ist die Bedeutung seiner letzten Dichtungen von Jahr zu Jahr stärker am Wachsen. Die Duineser Elegien und die Sonette an Orpheus sind nicht nur vom Dichter selbst als seine letzte und eigentliche Aussage über Welt und Mensch gemeint. Die sprachliche Kraft dieser Werke und der Späten Gedichte ist hohe dichterische Aussage unserer Daseinserfahrung und unseres Weltgefühls. Rilke hat darin die ästhetische Isolierung und Unverbindlichkeit seiner frühen Werke endgültig verlassen und steht mitten in der Frage unserer Tage nach dem Menschen. Aus dieser Aktualität und aus der gedrängten und oft schwer deutbaren Sprache dieser Dichtungen erklären sich die immer neuen Deutungsversuche der vergangenen Jahre.

„In den Duineser Elegien drückt Rilke poetisch dieselben Gedanken aus, die ich in meinen Schriften niedergelegt habe.“ Seitdem der französische Rilke-Interpret Angeloz¹ diesen Ausspruch Heideggers mitgeteilt hat — ob er authentisch ist, bleibe dahingestellt — sind vor allem zwei Versuche gemacht worden, den späten Rilke „in den größeren Rahmen der Existenzphilosophie einzuordnen“. Den einen hat der Heidelberger Philosoph Franz Joseph Brecht in seinen „Philosophischen Interpretationen zu Rainer Maria Rilkes Duineser Elegien“² unternommen; den kühnen Versuch, das Gesamtwerk Rilkes existenzphilosophisch zu fassen und auszulegen, wagte der Mainzer Philosoph Otto Friedrich Bollnow.³ Beide Arbeiten wissen: „Rilke ist der Dichter unserer Zeit.“ Und da beide überzeugt sind: der Existentialismus ist die Philosophie unserer Zeit, so ist der Vergleich, wenn

nicht die Gleichsetzung, naheliegend. „Was begrifflich die große Philosophie der Zeit leistete, erschien hier mit be-
zwingender Gewalt dichterisch, als Gedanke und Bild, als Rhythmus und Klang, als Zauber und Melodie“ (Brecht 12).

Beide Bücher sind aus einem langen Umgang mit der Dichtung Rilkes entstanden. Beide kommen von Heidegger her, das Buch Bollnows in manchen Haltungen auch von Jaspers. Brechts Arbeit wurde schon 1944 abgeschlossen. In einem zweiten Vorwort (1948) erkennt der Verfasser selbst „aus der Distanz ihre Unzulänglichkeiten und Mängel“ (13). Er macht besonders darauf aufmerksam, daß seine Arbeit „nicht beansprucht, ein Beitrag zur literarhistorischen Forschung zu sein“, sondern rein philosophische Interpretation ist. Diese Interpretation wird fortschreitend von Elegie zu Elegie mit starker Einfühlung und Sorgfalt versucht; sie führt zu vielen Aufhellungen und die Dichtung wirklich erschließenden Deutungen. Aber die Elegien sind so sehr dichterisches Sprachwerk, daß Brechts Buch von Seite zu Seite mehr erweist, daß eine philosophische Interpretation unmöglich ist und Wesentliches verfehlen muß, wenn nicht eine genaue literarische Interpretation damit verbunden ist oder voraufgeht. Wenn sprachlich nicht genau gehört wird, was das dichterische Werk sagt und das dichterische Bild meint, dann läßt sich nichts oder nur Falsches über den philosophischen Gehalt des dichterischen Wortes oder Bildes sagen.

Dabei kann es geschehen, daß eine so philosophische Aussage wie die in der vierten Elegie: „Alles ist nicht es selbst“ unberücksichtigt bleibt, obwohl gerade in ihr wohl der existentielle Tiefpunkt der Rilkeschen Klage um den Menschen erreicht ist. Die Fehlinterpretation einer schwierigen, aber wichtigen Stelle in der fünften Elegie, die Brecht von Pongs⁴ übernommen hat (der Umschlag aus dem reinen Zuwenig in das leere Zuviel),

¹ L'évolution spirituelle du poète. Paris 1936, S. 322.

² Schicksal und Auftrag des Menschen. Ernst-Reinhardt-Verlag, München 1949. (302 S.) Brosch. DM 8.50.

³ Rilke. (355 S.) Stuttgart 1951, W. Kohlhammer. Geb. DM 18.—.

⁴ Das Bild in der Dichtung. II 352, Marburg 1939.

erweist sich als besonders verhängnisvoll für den weiteren Fortgang der Interpretation, weil nun von dieser Stelle an das menschliche Dasein, wie die Elegien es meinen, gedeutet wird als losgelöst von echter Transzendenz und in einem so positiven Sinn, wie es sich aus dem Text der Dichtung nicht belegen läßt. Sicher ist, daß Rilke keine Lehre verkündet, nach der sich leben ließe, er ist kein Philosoph, der objektive Prinzipien gibt; aber ebenso sicher ist die Beschränktheit eines sich rein hiesig verstehenden Existentialismus „ein unangemessener Horizont des Verständnisses“, weil die Unendlichkeit des „Engels“ allein schon diesen Horizont in fast jeder Elegie durchstößt. Denn der „Engel“ der Elegien ist keine „Ungegenständlichkeit“, sondern das Dasein, dem Rilke die Herrlichkeiten der schwindenden Erde darreicht, damit sie „in seinem Anschauen stehe gerettet zuletzt nun endlich aufrecht“ (7. Elegie).

Es ist erstaunlich, wie bei Interpretationsversuchen die Gestalt der Elegien, an die sie sich richten, der Engel, immer wieder umgangen wird. Bollnow tut das in seinem Buche nicht. Dafür arbeitet er zu sauber und gründlich. Er stellt sich dieser Gestalt und erkennt deutlich die metaphysische Größe des „Engels“. Aber ebenso deutlich bekennt er, daß er in einer sehr engen Existenzphilosophie befangen ist, einer Existenzphilosophie mit starkem antimetaphysischem Affekt. Er folgt darin Dieter Bassermann, auf den er sich mehrmals bezieht. Bassermann hat in seinem Buch „Der Späte Rilke“⁵ es dem Dichter heftig zum Vorwurf gemacht, daß er das vergängliche Wirkliche (das Sichtbare) an ein Unwirkliches (das heißt Unsichtbares), dafür aber Ewiges als an eine Realität höheren Ranges verraten habe. Immer wieder wird Bollnow in einem genauen, hingegebenen Dienen an der dichterischen Aussage Rilkes über das Hier und Jetzt existentieller Enge hinausgeführt, wobei er wertvolle Einsich-

ten in die Bild- und Gedankenwelt Rilkes, in ihre Zusammenhänge und Entfaltungen erschließt. Dann aber werden an entscheidenden Stellen diese dichterischen Aussagen in das Prokrustesbett einer „anthropologischen Reduktion“ gelegt. Die metaphysische Aussage, die gesehen und anerkannt wird, wird zwangsweise — und oft mit welchem Zwang — auf den Existenzbegriff reduziert. Dabei bleibt vom „Engel“ der Elegien nichts übrig: „Wir dürfen den Begriff des Engels hier streichen, ohne Wesentliches zu verändern“ (109).

Alle klaren und in der genauen Redlichkeit der Sprache des späten Rilke ernst gemeinten Aussagen, die über die Erfahrbarkeit des Hiesigen hinausführen, die immer wieder im echten Sinn transzendieren, werden als „unverbindlich spielende Metaphysik“ abgetan, „in dem Sinn, wie dieser Begriff von Jaspers eingeführt ist“ (103). Weil der Existenzphilosoph, wie er sich hier gibt, „eine metaphysische Aussage über ein hier nicht erfahrbare Jenseits ablehnt“ (133), darum seien alle Aussagen Rilkes, die dahin gehen, nicht ernst zu nehmen. An anderer Stelle muß Bollnow dann doch wieder zugeben, daß „bei einem so verantwortlichen Dichter wie Rilke jedes Wort genau so gemeint ist, wie es gesagt ist“ (135). Oft ist es fraglich, ob sich das dichterische Wort und Symbol so in das begriffliche Wort einer Philosophie übersetzen läßt, wie Bollnow das tut. Er ist sich „der Gefahr einer vergrößernden Einseitigkeit“ (318), die dabei gegeben ist, bewußt.

Die Bedeutung und der Wert der Arbeit von Bollnow liegt in den vielen gründlichen Untersuchungen über Haupt- und Schlüsselworte der rilkischen Sprache, über die Bedeutung der „Dinge“ bei Rilke und über tragende und profilierende Gestalten seiner Dichtung. Das Rätsel um den Grabspruch löst auch Bollnow nicht, trotz der eingehenden Untersuchungen über das Rosensymbol. Vor allem macht Bollnow die ganz späten Dichtungen, nach den Elegien und Sonetten, in neuer Weise sichtbar. Ge-

⁵ München 1947, Leibniz-Verlag (Oldenbourg).

rade bei ihnen aber kommt er zu dem Urteil: „sie verhindern eine allzu ‚existentielle‘ Auslegung Rilkes“ und „sie bezeichnen den Weg, wo Rilke über die Auffassungen des menschlichen Daseins, die er mit der Existenzphilosophie gemeinsam hat, zu einem befreienden Ausblick durchdringt“ (326).

Die Dichtung Rilkes und die Existenzphilosophie sind Aussage des Menschen unseres Jahrhunderts über sich selbst. Die Arbeit Bollnows belegt das in vielen Zügen. Aber sie macht auch — gegen ihre Absicht — deutlich, daß Rilke, auch schon in den Elegien, über „den Rahmen der Existenzphilosophie“ weit hinausgeht.

Vor einer philosophischen Vergewaltigung ist große Dichtung nur dann gesichert, wenn sie zunächst rein sprachlich interpretiert wird,⁶ wenn der Sinn oder die Sinnschichten der Worte, Symbole und Bilder der Dichtung klar erkannt werden. Erst dann kann eine philosophische oder weltanschauliche Interpretation redlich begonnen werden, zu der freilich das Werk Rilkes besonders drängt.

Abgesehen von allen Fragen der Rilkeinterpretation aber erweist das Buch Bollnows in seinem Fortgang immer deutlicher, wie eine antimetaphysische Existenzphilosophie sich mit jedem ernstesten Wort, das sie spricht, mit jedem Satz, den sie behauptet, selbst aufhebt.

Heinrich Kreutz S.J.

Der Vaterschaftsnachweis

Die Deutsche Gesellschaft für Anthropologie hat auf ihrer kurzen Tagung in Mainz im Oktober 1950 einen vollen Tag der Frage des anthropologisch-erbbiologischen Vaterschaftsnachweises gewidmet. Man kann sogar sagen, die Behandlung dieser Frage war ihr Hauptthema. Das zeigt, welch hohe Bedeutung die Abstammungsprüfung in unsern Tagen gewonnen hat, da viele Tausende Kinder

⁶ Vgl. meinen Versuch: Rilkes Duineser Elegien. Eine Interpretation. (155 S.) München 1950, C. H. Beck. Geb. DM 7.80.

von ihren Eltern getrennt wurden und nicht mehr zu ihnen zurückfinden können, da aber auch die Zahl der unehelichen Kinder so sehr angestiegen ist. Deutschland und Österreich haben an der Entwicklung des Vaterschaftsnachweises besonderen Anteil (weil die deutsche Gesetzgebung — im Gegensatz zum Code Napoléon und den ihm folgenden Gesetzbüchern — „den Vater sucht“); sie gehen auch in seiner Anwendung offenbar allen andern Ländern voran. Die Entwicklung ist so weit fortgeschritten, daß heute Anthropologen hauptamtlich von Vaterschaftsgutachten leben können. Andere Länder benützen diese Methoden, wie es scheint, gar nicht, so zum Beispiel Spanien, Frankreich, England, Holland, Jugoslawien, Ungarn und Argentinien. Relativ selten wird die Abstammungsprüfung in den USA angewandt. Am stärksten ist sie außer in Deutschland noch in Dänemark, Schweden und der Tschechoslowakei eingebürgert. In der Schweiz wurde nur *ein* anthropologisches Gutachten erstattet, und zwar über den Fall der „Zwillinge von Freiburg“. Es handelt sich hier um eine Kindesvertauschung. Der Vater zweier unähnlicher Zwillingssöhne sah bei einem Schulfest einen Jungen, der einem seiner beiden Zwillingssöhne zum Verwechseln ähnlich war. Die eingeleitete Untersuchung konnte einen der beiden Zwillinge auf Grund des „Rhesus-Faktors“ als Sohn der Mutter ausschließen und für den andern Zwilling durch die polysymptomatische Zwillingsdiagnose die Eineiigkeit mit dem dritten Jungen nachweisen.

Es wurden mehrere Methoden des Vaterschaftsnachweises auf der Tagung besprochen. Zunächst drei, die auf einem morphologischen beziehungsweise physiologischen Vergleich beruhen: der „*Genetische Wirbelsäulen-Vergleich*“, der „*Gaumenfalten-Vergleich*“ und der „*positive Vaterschaftsnachweis nach dem Blutgruppenverfahren von Löns*“. Bei allen dreien kam man zu dem Ergebnis, daß sie als *alleiniges* Mittel zu einer positiven Vaterschaftsbestimmung nicht